

Zur Lektüre empfohlen: Ein kenntnisreicher Artikel aus der NZZ über das kenyanische Schulwesen, das leider auch seine Schattenseiten hat: Leistungsdruck und Prüfungsstress, eintöniges Essen in den Internaten, schlagende Lehrkräfte. Und über die Protestaktionen von Aktivisten einer jungen Generation. ww

© Neue Zürcher Zeitung; 6. April 2017

## «Dann beschlossen wir, unsere Schule anzuzünden»

*Kenyanische Schüler haben vergangenes Jahr über hundert Schulen angezündet. Die Brandstiftungen sind Ausdruck der Verzweiflung einer jungen Generation, deren Anliegen oft ignoriert werden.*

### **Lena von Naso, Nairobi**

Als seine Mitschüler an einem Samstag vor zwei Jahren die Schlafsäle des Internats anzündeten, schaute Lawrence Mugo gerade einen Film. «Plötzlich sah ich das Feuer. Ich bin gerannt, um mich in Sicherheit zu bringen. Dann kam die Polizei», erzählt der 19-Jährige. Obwohl er an der Brandstiftung an seiner Schule in Embu, einem Bezirk 130 Kilometer nordöstlich von Nairobi, unbeteiligt war, hatte das Ereignis für ihn Folgen. Die Schulleitung sah ihn als Mittäter, weil er mit den Brandstiftern aus der Abschlussklasse befreundet war. Lawrence wurde des Internats verwiesen, und es dauerte fast ein ganzes Jahr, bis er eine andere Schule fand, an der er seine Abschlussprüfungen ablegen durfte.

Solche Brandstiftungen haben an Kenyas Schulen in den

vergangenen Jahren drastisch zugenommen. Allein 2016 setzten Schüler in dem ostafrikanischen Land insgesamt mehr als 120 Schulen in Brand. Die meisten Fälle betreffen Internate, die rund achtzig Prozent der weiterführenden Schulen ausmachen. Aufgrund der weitverbreiteten Arbeitsmigration gingen viele Eltern lange davon aus, ihre Kinder seien in Internaten am besten aufgehoben. Nach den jüngsten Bränden und einem Anstieg an Schülerstreiks wird diese Sichtweise allerdings zunehmend infrage gestellt.

### **Unerbittliches Schulsystem**

Überall im Land stösst man inzwischen auf ausgebrannte Schlafsäle, in denen die Metallgestelle der Hochbetten verloren in verkohlten Räumen stehen, während nebenan bereits wieder unterrichtet wird. In lokalen Medien werden die Brände meist mit der fehlenden Disziplin der Schüler begründet. Es gebe nicht genügend Disziplinierungsmassnahmen, seit die kenyanische Regierung 2001 die körperliche Züchtigung offiziell verbot, heisst es oft. Tatsächlich ist es in den meisten Schulen aber nach wie vor üblich, Schüler bei Vergehen gegen die Schulregeln oder wegen schlechter Noten zu schlagen. Im Zimmer der Co-Direktorin eines ländlichen Mädcheninternats liegt der dicke Rohrstock auf dem Schreibtisch so selbstverständlich wie das Oxford-Wörterbuch. Und in einem Swahili-Schulbuch steht der Beispielsatz: «Der Lehrer schlägt das Kind.»

Die Ursachen der Zerstörungswut der Schüler liegen anderswo. Kenyas Schulsystem ist unerbittlich und fordert den Schülern sehr viel ab. Sie stehen morgens bereits um vier Uhr auf, starten zwischen fünf und sieben mit dem Unterricht, der meist bis fünf Uhr abends dauert. Nicht selten müssen sie sich nach dem Abendessen nebst den Hausaufgaben auch um ihre Wäsche kümmern. Viele Schüler beklagen sich zudem über schlechtes und eintöniges Essen, über gewalttätige Lehrer und unsinnige Regeln wie etwa das Verbot, bei Kälte einen Pullover zu tragen, weil das angeblich faul macht.

## **Untätige Schulleitung**

Der 17-jährige Meshack, der im Bezirk Kiambu auf ein Internat geht, ist mit diesen Missständen bestens vertraut. Mehrmals hätten seine Mitschüler und er, der seinen wirklichen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, wegen des eintönigen Menuplans das Gespräch mit dem Schuldirektor gesucht. Tag für Tag wird den Schülern dasselbe vorgesetzt: mittags Bohnen und Ugali, ein Getreidebrei aus Maismehl, abends Githeri, ein breiiges Gemisch aus Mais und Bohnen, dazu zweimal in der Woche Fleisch. «Viele Schüler haben wegen der vielen Bohnen Magenprobleme und haben sich deshalb an die Krankenschwester gewandt», erzählt Meshack. «Aber die Schulleitung hat nichts gemacht.» Dabei waren die Forderungen der Schüler nicht besonders hoch: zweimal in der Woche Kohl statt Bohnen.

Als sein Internat auf Geheiss der Regierung auch noch die Familien-Besuchstage während der intensiven Prüfungszeit strich, wandten sich Meshacks Mitschüler erneut an die Schulleitung. Doch ihre Bemühungen hätten lediglich dazu geführt, dass die Lehrer sie fortan strenger bestrafen. «Das hat uns wütend gemacht», erzählt er, «und dann beschlossen wir, unsere Schule anzuzünden.»

Sechs Klassenzimmer brannten ab, die bald darauf identifizierten Brandstifter kamen vor Gericht. Die Familien sämtlicher Schüler mussten für die Reparaturkosten aufkommen. Geändert habe sich an der Schule gleichwohl nichts, bemerkt der sichtlich ernüchterte Meshack, der die schulfreien Tage im Haus seines Onkels verbringt. Seine Eltern, die an der weit entfernten Küste in der Nähe von Mombasa leben, sieht er nur dreimal im Jahr.

## **Alles für die Abschlussprüfung**

Kennedy Nyaga ist froh, dass er die Schule abgeschlossen hat. «Manchmal haben drei Lehrer gleichzeitig einen Schüler geschlagen», berichtet der 20-Jährige, der wie Lawrence eine Schule im Bezirk Embu besucht hat. Vor ein paar Wochen hat

er die Noten seiner Abschlussprüfungen erhalten – per SMS, wie es in Kenya üblich ist. Er ist über das Resultat enttäuscht – und damit nicht allein: In den landeseinheitlichen Abschlussprüfungen, die die Schüler nach der vierjährigen Sekundarschulzeit ablegen, lag der Notendurchschnitt 2016 so tief wie seit zehn Jahren nicht.

Das schlechte Abschneiden liess die nationale Lehrergewerkschaft gar vermuten, die Prüfungen seien fehlerhaft gewesen und müssten wiederholt werden. Dabei hatte die Regierung erst im Vorjahr Reformen umgesetzt, die auf eine Eindämmung von Korruption und Betrug bei Schulprüfungen zielen. Wahrscheinlicher ist deshalb, dass die neuesten Ergebnisse nur aufzeigen, wie es um die Leistungen der Schüler tatsächlich bestellt ist.

Im kenyanischen Schulsystem ist alles auf die Abschlussprüfungen ausgerichtet, die für die Schüler zukunftsweisend sind. Das Ergebnis allein entscheidet über den Zugang zur Universität, den Studienplatz und die Aussichten auf eine Arbeitsstelle. Das führt zu starkem Druck und zu Prüfungsangst, zumal die Schüler wissen, dass viele Schulen sie ungenügend auf die Prüfungen vorbereiten.

Seit die Regierung in Nairobi vor acht Jahren den kostenlosen Schulzugang von der Grund- auf die Sekundarstufe ausgedehnt hat, haben sich die Betreuungsverhältnisse an vielen Schulen verschlechtert. Studien zeigen, dass die Lehrer oft schlecht ausgebildet, wenig motiviert und häufig abwesend sind. Kritiker bemängeln überdies, dass der akademisch gefärbte Lehrplan nicht jene Fähigkeiten fördere, die auf dem Arbeitsmarkt benötigt würden. Tatsächlich mangelt es in Kenya in technischen Berufsfeldern trotz der hohen Jugendarbeitslosigkeit an Nachwuchs.

Die Abschlussnoten sind aber nicht nur für die Schüler von grosser Bedeutung, sondern auch für die Lehrer und die gesamte Schule. Schneiden die Schüler schlecht ab, erhält die

betroffene Schule in der Folge oft weniger Neuanmeldungen – und damit weniger Geld für Lehrpersonal und Infrastruktur. Daraus erwächst eine starke Konkurrenz zwischen den Schulen und Internaten, die sich im Sinne eines ausgeprägten Erwartungsdrucks auf die Schüler überträgt.

### **Ein gesellschaftliches Problem**

Die Diskrepanz zwischen den hohen gesellschaftlichen Erwartungen und den häufigen Missständen, mit denen sich die Schüler in Kenya konfrontiert sehen, ist ein Hauptgrund für das Rebellionen der Jugendlichen. Für die kanadische Wissenschaftlerin Elizabeth Cooper, die zum kenyanischen Schulsystem forscht, wirft das Verhalten der Schüler auch ein Schlaglicht darauf, was diese Generation in ihrem Land über das Funktionieren von Politik gelernt hat.

Die Annahme, dass man seiner Stimme nur Gehör verschaffen könne, wenn man zu zerstörerischen Massnahmen greife, werfe grundsätzliche Fragen auf zum allgemeinen Verständnis von Recht, Staat und Teilhabe. In diesem Sinne seien die Brandstiftungen nicht als reines Jugendphänomen zu verstehen, sondern müssten in einem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang betrachtet werden. «Die Schüler verstehen die Brandstiftung als letzte Eskalationsstufe – als Mittel zum Zweck, um ihre Unzufriedenheit mitzuteilen», so die Ethnologin. «Viele setzen das Internat mit einem Gefängnis gleich.»

### **Verbesserungen wären möglich**

Obwohl die Probleme an Kenyas Schulen ohne gesamtgesellschaftliche Veränderungen langfristig kaum verschwinden werden, gäbe es doch einfache Wege, das Ohnmachtsgefühl vieler Schüler kurzfristig zu verringern. Bereits ein Briefkasten an der Tür des Schulleiters, in den anonyme Beschwerden eingeworfen werden können, kann dabei einen Unterschied machen. Das funktioniert allerdings nur, wenn die Rückmeldungen der Schüler ernst genommen werden. An Kennedys ehemaliger Schule wurde ein ebensolcher Kasten in Brand gesetzt, weil er nur Dekoration

war.

Trotz mittelmässigem Abschluss und vielen negativen Erinnerungen an die Schulzeit blickt der 20-jährige Absolvent inzwischen hoffnungsvoll in die Zukunft. Er will, genau wie Lawrence, Innenarchitektur studieren und hofft nun auf einen Studienplatz. Meshack konzentriert sich derweil auf die Abschlussprüfungen. Er will Pilot werden, dafür braucht er gute Noten. Der Kampf gegen die täglichen Missstände an seiner Schule ist für ihn trotz bisher vergebener Müh noch nicht zu Ende. Womöglich würden sie im kommenden Halbjahr wieder streiken, sagt er – für besseres Essen, sinnvolle Regeln und mehr Zeit mit ihren Familien.

**Zur Autorin: Lena von Naso ist promovierte Politikwissenschaftlerin und arbeitet als Forscherin in Ostafrika. Ihre Schwerpunktthemen sind Bildung, Kinderrechte, Frauenbeteiligung, Entwicklungshilfe und Medienberichterstattung.**